

Zeitschrift: Jahresbericht der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1881-1882)

Artikel: Salvador an der Westküste von Central-Amerika
Autor: Haltmayer-Hugentobler, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092082>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Salvador

an der Westküste von Central-Amerika.

Von

F. Haltmayer-Hugentobler

in St. Gallen.

~~~~~

Der nach der Westküste Central- und Südamerikas abgehende Reisende wählt gewöhnlich als kürzeste und angenehmste Route diejenige über die Antillen und den Isthmus von Panama. Am meisten wird die Linie der Royal Mail Steamers benutzt, die ihre Dampfer zweimal monatlich von Southampton nach Colon spedirt. Das ganz beispiellose Glück dieser Dampfer und die musterhafte Ordnung, die an Bord derselben herrscht, sind die Ursache der ungemein grossen Frequenz, deren sich diese Linie erfreut. Nach sechstägiger, meist stürmischer Fahrt zeigen sich am Horizonte die Azoren und am vierzehnten Tage unserer Reise begrüsst ein Kanonenschuss das feundliche St. Thomas. Dort warten schon die kleinen Colonialdampfer, um die meisten der Mitreisenden nach den kleinen Antillen, Cuba oder Mexico zu führen. Schon am nächsten Tage verlassen wir St. Thomas und setzen in Jacmel die für Haiti bestimmten, meist schwarzen Passagiere an's Land. Am vierten Tage ankern wir vor Kingstown in Jamaica. Die von den Azoren bis dort sehr ruhige und angenehme Fahrt hat nun ihr Ende erreicht, denn die caraibische See, in die wir nun eintreten, ist beinahe immer sehr bewegt und stürmisch. Mit Sehnsucht wird nach den ersten Vorgebirgen des Festlandes ausgeschaut und endlich am 22. Tage unserer Fahrt zeigen sich die ersten Spitzen. Glückliche, der engen Cabine zu entrinnen und wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, beeilt sich Alles in Colon an's Land zu gelangen. Colon ist ein unschöner Ort, in sumpfiger, sehr ungesunder Gegend gelegen. Nach einem Marsch durch die sogenannte Stadt ist der Reisende froh, den Bahnzug, der ihn in vier Stunden nach Panama bringen soll, schon bereit zur Abfahrt zu finden. Die Bahnstrecke von Colon nach Panama wurde anfangs der Fünfziger-Jahre von einer nordamerikanischen Gesellschaft gebaut und hat eine Länge von 85 Kilometer. Der höchste Punkt, der zu überschreiten war, ist nur 80 Meter über dem Meere

gelegen. Lange führt die Bahn am Ufer der Flusses Chagres dahin und bietet dem Reisenden prächtige Landschaftsbilder. Diese Fahrt ist ein wahrer Hochgenuss nach der Monotonie der langen Seereise und nur zu bald halten wir in Panama.

Wenn man bedenkt, dass diese kurze Bahnstrecke tausende von Menschenleben gekostet hat, die dem ungesunden Klima zum Opfer fielen, und eine Summe von über 40 Millionen verschlang, so kommen einem bange Zweifel an, ob das Riesenwerk des Kanalbaues wohl gelingen werde. Die Bevölkerung ist hier dünn gesät, und es wird nötig sein, jeden einzelnen Arbeiter per Schiff nach Colon zu bringen, wenige aber werden dem ungewohnten Klima widerstehen. In Panama erzählt man sich, dass jede Schwelle der Bahn einen Arbeiter gekostet habe. Das mag übertrieben sein, beweist aber, wie mörderisch das dortige Klima ist. Der Suez-Canal, dessen Vollendung und Erfolg stets als Beweis für die Ausführbarkeit auch dieses Unternehmens citirt wird, konnte immer auf genügende Arbeitskräfte rechnen, denn die Fellahs mussten für den Khedive im Frondienst am Kanal arbeiten, während hier mit enormen Kosten jeder Mann von weit hergebracht und teuer bezahlt werden muss.

Das alte Panama mit seinen engen heissen Strassen macht keinen freundlichen Eindruck auf den Fremden, hohen Genuss dagegen bietet ein Spaziergang auf den dem Meere zu gelegenen Festungswällen in der Kühle des Abends. Die sinkende Sonne beleuchtet die kleinen Inseln, mit denen die Bai von Panama besät ist, in wunderbaren Farben und bei zunehmender Dunkelheit bringt das intensive Phosphoresciren des Meeres einen magischen Effect hervor. Nur ein Abend ist uns dort vergönnt, denn schon wartet der Küstendampfer auf seine Passagiere. Die Fahrt längs der centralamerikanischen Westküste scheint eine See- und keine Meerfahrt zu sein. Auf der fünftägigen Reise verlieren wir die Küste nur während weniger Stunden aus dem Gesicht. Nicht umsonst heisst dieses Meer der stille Ozean, denn kaum bewegt sich der Dampfer, während wir uns durch die Masse der Inseln vor Panama durchwinden, um das offene Meer zu gewinnen. Tagelang fahren wir nun nordwärts, fast immer sehr nahe der Küste; soweit das Auge reicht, scheint das Land eine Wildnis zu sein, denn selten zeigt sich ein Haus oder Spuren bebauten Landes. Die Cordilleren, die sich auf der Landenge bis auf einige hundert Fuss abgeflacht haben, nehmen rasch an Höhe zu und erscheinen am dritten Tage im Gebiete von Costa Rica schon als ganz respectable Gebirge. Der Dampfer fährt in die Nicoyabay ein und ankert vor Puntarenas, dem kleinen Hafenorte der Republik Costa Rica. Der nächste Tag findet uns vor San Juan del Sur, einem aus wenigen Häusern bestehenden Hafenort von Nicaragua. Nur ein

schmäler, aber ziemlich hoher Bergrücken scheidet hier den grossen Granadasee vom Meere. In diesen See sollte, nach dem von Napoleon III. protegirten Canalprojecte, mittelst des bedeutenden San Juan-Flusses von Greytown aus die Schifffahrt geleitet werden, um von dort aus durch einen Kanal oder Tunnel bei San Juan del Sur das Weltmeer zu gewinnen. Ganz Nicaragua setzte grosse Hoffnungen auf diesen Plan, die jetzt durch die Inangriffnahme des Panama-Kanals für immer zerstört sind. Nachdem wir noch vor Corinto, dem nördlichsten Hafen Nicaraguas, einige Stunden verweilt, fahren wir endlich am fünften Tage in die Fonseca-Bay ein und ankern vor Amapala, einer erst vor wenigen Jahren gegründeten Hafenstation auf der Insel El tigre. Auch dieser Ort lenkte anfangs der Siebziger-Jahre die Aufmerksamkeit der Speculanten an den Börsen Europas auf sich, denn hier sollte die vielgenannte Honduras-Eisenbahn, die den Atlantic mit dem Pacific verbinden sollte, endigen. Auf einer langen Brücke wäre die Bahn vom Festlande aus über das dort sehr seichte Meer nach dem, einen prächtigen Hafen besitzenden Amapala gelangt, und schon sahen die Bewohner des Örtchens im Geiste ganze Flotillen vor den Docks liegen, um die per Bahn ankommenden Güter weiter zu befördern. Die guten Leute kannten eben die Gründer der heutigen Zeit noch nicht! Die Gründung kam zu Stande, die Millionen wurden eincassirt, einige Schiffsloadungen mit Bahn- und Brückenmaterial kamen in Amapala an, ja auf der Ostseite wurde sogar eine kurze Strecke in Betrieb gesetzt; bald aber geriet Alles in's Stocken, denn plötzlich war kein Geld mehr vorhanden. Ein grosser Teil war in den Händen der Gründer und finanziellen Leiter geblieben, und fragt der unglückliche Actionär nach dem übrigen, so erhält er die im Lande so beliebte Antwort „quien sabe“, wer weiss! — Bald tauchten einige speculative Amerikaner auf, kauften das in Amapala liegende Material für eine Kleinigkeit zusammen und verschifften es nach Californien. Der Traum der Grösse war für Amapala ausgeträumt und der Ort verfiel in sein früheres Stilleben zurück.

An schönen Inseln vorbei gelangten wir nach wenigen Stunden an unsern Bestimmungsort, in den Hafen von La Union, dem südlichsten des Staates Salvador. Die Bay de Fonseca mit ihren schönen Inseln und dem Kranze sie einschliessender Vulcane gilt mit Recht für einen der schönsten Punkte der Erde. La Union dagegen ist ein ebenso unschöner und unbedeutender Ort, wie alle die kleinen Hafenplätze an dieser Küste. Es muss dem Fremden auffallen, dass alle grössern ältern Städte der Westküste so weit vom Meere entfernt sind, während an der Ostküste Amerikas die wichtigsten Städte sämtlich an der See liegen. Von Panama nordwärts bis nach Mexico liegen alle grossen Städte 10 bis 30 Stunden von der Küste entfernt. Die alten Spanier,

die diese Orte gründeten, hatten ihre gewichtigen Gründe dafür, dass sie sich nicht am Wasser ansiedelten. Diese Küste war besonders im 17. und 18. Jahrhundert, der ungefähren Zeit der Entstehung dieser Städte, sehr verrufen durch die berüchtigten Seepiraten, „bucaneers“ genannt, ein Gesindel von desertirten Matrosen und Abenteurern schlimmster Art, die ihre kleinen Flotten besaßen, Kauffahrteischiffe abfingen und sehr oft die kleinen Hafenorte überfielen, ja sogar einige Meilen in's Innere vordrangen, um Beute zu machen. Panama wurde aus diesem Grunde besonders auf der Seeseite von den Spaniern stark befestigt, aber trotzdem durch diese Banden zweimal überrumpelt und ausgeplündert. In den Kirchen der frommen Spanier fanden sie stets reiche Beute und die Schätze, die einzelne der Anführer damals anhäuften und die noch auf einer der zahllosen Cocosinseln vergraben liegen sollen, spuken jetzt noch in den Köpfen der dortigen Bevölkerung. Vor erst acht Jahren bildete sich in San Francisco eine Gesellschaft zur Hebung dieser verborgenen Schätze. Ein alter Matrose fand sich, der vorgab, genau die Insel und Höhle zu kennen, wo immense Reichtümer an Silber, Gold und Juwelen verborgen seien. Sein verstorbener Vater habe dieses Geheimnis von einem alten Piraten, den er in seiner letzten Krankheit gepflegt hätte. Wie jede fixe Idee, sie mag noch so unsinnig sein, ihre Anhänger und Gläubigen findet, so auch diese. Was war natürlicher, als dass in Californien, dem Lande der Speculation, sich eine Actien-Gesellschaft bildete, die ein Schiff ausrüstete, welches unter der Führung des alten Schwindlers wohl sehr viele Inseln mit Cocospalmen und Höhlen fand, die Schätze aber nicht entdecken konnte.

So finden wir uns endlich nach manchen Abschweifungen im Staate Salvador, einer der fünf Schwesterrepubliken von Centralamerika, auf den ich heute Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte. Salvador liegt zwischen dem 13. und 14. Grad nördlicher Breite und dem 87. und 90. Grad westlicher Länge, im Süden an das Weltmeer, im Osten an die Fonseca-Bay, im Norden an Honduras und im Westen an Guatemala grenzend. Es besitzt einen Flächeninhalt von ungefähr 19,000 □ Kilometer, ist folglich halb so gross wie die Schweiz. Längs des Meeres hin von La Union bis nach La Libertas, dem Hafen der Hauptstadt, zieht sich eine sehr fruchtbare, ziemlich wasserreiche Ebene hin, von dort bis zur Grenze Guatemalas verengt sie sich und wird die Balsam-Küste genannt. Von der eigentlichen Kette der Cordilleren wird Salvador nicht berührt, doch ist das Terrain sehr coupirt, steigt gegen Norden und Westen zu ziemlicher Höhe an und nimmt in einigen Grenzgebieten einen völligen Hochlandscharakter an. Das Merkwürdigste der Bodenbeschaffenheit des Landes sind indessen seine zahlreichen und zum Teil gewaltigen Vulcane.

Schon von weitem grüsst den Ankommenden der imposante Vulcan de San Miguel, der vom Niveau des Meeres auf über 2000 Meter ansteigt. Nach Westen hin reiht sich an ihn an der von Tecapa mit 1580 Meter Höhe, der von San Vicente 2300 Meter hoch, derjenige von Cojutepeque 1700 Meter, von San Salvador 2400 Meter, von Sant Ana 2300 Meter und den würdigen Schluss bildet nahe der Grenze Guatemalas der fortwährend Flammen und Lava auswerfende Vulcan de Isalco. Dieser Berg ist erst 80 Jahre alt und entstand in nächster Nähe einer Hacienda (dortige Bezeichnung der Wohngebäude einer Plantage), indem sich der Boden hob und wölbte und Dämpfe und heisses Wasser ausstiess. Schliesslich trieb ein Lavaausbruch die entsetzten Nahewohnenden in die Flucht. Wo früher die Wohnungen dieser Menschen standen, erhebt sich heute ein gewaltiger feuerspeiender, 1240 Meter hoher Berg. Lange war dieses Naturereignis im Munde des Volkes, ist aber heute gänzlich in den Schatten gestellt durch das Auftreten eines noch jüngern Bruders in der Familie der Vulcane. Im Jahre 1879, und zwar in den letzten Wochen des Jahres, bemerkten die Uferbewohner des zwei Stunden von der Hauptstadt entfernten Sees Ilopango, dass dem Wasser starke Gase entströmten, die die zahlreichen, den See belebenden Fische ängstigten und dem Ufer zutrieben. Bald bedeckten Tausende derselben das Wasser und konnten, weil fast bewusstlos, mit den Händen gefangen werden. Ähnliche Erscheinungen, wenn auch nicht in diesem Massstabe, waren schon vorgekommen, darum beunruhigten sich die Leute nicht besonders. Was dieselben aber wenige Tage nachher in Angst und Schrecken versetzte, war ein rasches Steigen des Wassers, das in kürzester Zeit ganz enorm zunahm. Der Boden des Sees musste sich gehoben haben, und der Druck dieser Wassermasse verwandelte das kleine Flüsschen Siboa, das den Abfluss vermittelte, in einen reissenden, alles Naheliegende zerstörenden Strom. In der Mitte des Sees wurde zuerst ein Strudel kochenden Wassers beobachtet, bald aber erhob sich aus demselben eine dunkle Masse, der Feuer und Lava entstiegen.

Da dieser Benjamin der Vulcane nach wenigen Wochen lebhaftester Tätigkeit zu beträchtlicher Höhe aufstieg, so wurde angenommen, er werde ein zweiter Isalco an Bedeutung werden. Hierin täuschte man sich aber sehr, denn bald hörten die Ausbrüche auf, der Boden des Sees senkte sich wieder und mit ihm der neue Vulcan, so dass jetzt nur noch ein schwarzer Fels von einigen Metern Höhe sich vom Spiegel des Sees abhebt. Ob unter diesen Umständen die Erwartungen sich erfüllen, der Vulcan werde als Sicherheitsventil gegen die heftigen Erdbeben dienen, die nun schon 22 mal die naheliegende Hauptstadt zerstörten, wird die Zeit lehren.

Auch den übrigen Vulkanen ist nicht zu trauen. Denjenigen von San Miguel krönt stets eine Dampfwolke und zweimal in den letzten zehn Jahren hat er durch grosse Aschenausbrüche bewiesen, dass er nur schläft, nicht aber erloschen ist.

An Flüssen besitzt Salvador nur einen einzigen von Bedeutung, den Rio Lempa, der teilweise schiffbar, doch den Seeschiffen der bedeutenden, an seiner Mündung liegenden Sandbarrieren wegen nicht zugänglich ist. In der Regenzeit ist der Lempa an der Mündung ein ganz bedeutender Strom und auch in der trockenen Saison 12 Stunden oberhalb seiner Mündung noch grösser als der Rhein beim Eintritt in den Bodensee. Die Flüsse Rio Paz im Westen, Goascoran und Rio San Miguel im Osten des Landes sind unbedeutend, immerhin aber in der Regenzeit ein grosses Hindernis für den Verkehr.

An Häfen besitzt die Republik nur einen, denjenigen von La Union, der den Schiffen vollständige Sicherheit bietet. Die andern Landungsstellen sind offene Rheden und das Ausladen von Personen und Waren in La Libertad und Acajutla ist immer schwierig.

Der Staat ist in folgende Departemente eingeteilt: San Miguel, La Union, Usulután, Gotera, San Vicente, Sant Ana, San Salvador, Sonsonate und Chalatenango, alle mit gleichnamigen Hauptorten, ferner La Libertad mit Santa Tecla, La Paz mit Sacatecoluca und Cuscatlán mit Suchitoto als Hauptorten.

Als die bevölkertste aller centralamerikanischen Republiken zählt Salvador ungefähr 400,000 Einwohner. Eine genaue Volkszählung ist sehr schwierig, indem das Volk hinter der Zählung alles Mögliche, wie Militäraushebung, neue Steuern u. s. w. vermuthet und vor den Zählungsbeamten die Flucht ergreift. Ausser wenigen altspanischen Familien und einer unbedeutenden Anzahl von handeltreibenden Fremden besteht das Gros der Bevölkerung aus Ladinos, Mischlingen von Weissen und Indianern, und den unvermischten Indianern, dort Indios genannt. Der Indio von Centralamerika ist nicht der kühne und intelligente Wilde Nordamerikas, wie er uns in den Werken von Cooper und Andern geschildert wird. Nur klein von Statur, aber kräftig gebaut, widmet er sich ausschliesslich dem Ackerbau. Nüchtern ist der Indio der harmloseste und lenksamste der Menschen, begeistert ihn aber der Schnaps, was leider oft geschieht, dann wird er zum vollständigen Kanibalen. In der Bildung steht der Indio noch sehr niedrig, lesen und schreiben kann er selten, und seine Wohnung und Kleidung geht nicht über das Allernötigste hinaus. Die natürliche Folge davon ist, dass er im Staatsleben die niedrigste Stufe einnimmt. Der Ladino ist bedeutend intelligenter und rühriger, im allgemeinen auch besser geschult, darum hat er, seit im Jahre 1821 die Spanier die Herrschaft verloren, die Erbschaft übernommen.

Nach dem Befreiungskriege in den Zwanziger-Jahren bemühte sich General Morazan, die kleinen Länder in ein einziges conföderatives Staatswesen zu vereinigen, scheiterte aber am Widerstande Guatemalas, dessen Indierhorden unter Carrera die vereinigten Truppen schlugen und Morazan dadurch zwangen, diese patriotische Idee aufzugeben. Seit dieser Zeit sind die fünf kleinen Republiken unabhängig von einander, jedes regiert durch seine Repräsentantenkammer und seinen Präsidenten und durch die Ideen derjenigen Partei, die eben am Ruder ist. Auch in jenen Ländern, wie fast überall, stehen sich zwei Parteien feindlich gegenüber. Will nun das Unglück, dass in dem einen Staate die clericale, in dem Nachbarstaate aber die Gegenpartei dominirt, so ist das traurige Resultat davon Revolution und Krieg.

Die Präsidentenwahl, die alle vier Jahre stattfindet, geht selten vorüber, ohne das Land in Unruhe, oft sogar in Krieg zu stürzen. Der Jahresgehalt eines Präsidenten von Salvador ist zwar nicht sehr bedeutend, aber die Stellung eines solchen Beamten ist der Art mächtig, ja souverän, dass wenige dieser hohen Herren es über's Herz bringen, freiwillig vom Tron herabzusteigen.

Die Haupteinkünfte des Staates sind die Ein- und Ausfuhrzölle, das Schnapsmonopol und die Stempelgebühren. In den letzten zehn Jahren wurden die Einfuhrzölle von  $21\frac{1}{2}\%$  auf  $70\%$  vom Wert der Waren erhöht. Jeder Ballen Indigo von 150 Pfd. zahlt Fr. 17 Ausfuhrzoll. Wie einträglich das Schnapsmonopol ist, beweisen am besten die Preise des Ein- und Verkaufs. Die Regierung bezahlte in den Siebziger-Jahren der Brennerei 30 Cts. per Liter und verkauft dasselbe Quantum zu Fr. 2. 50 an das Volk. In jener Periode brachte das Schnapsmonopol die im Verhältniß zur Bevölkerung enorme Summe von  $1\frac{1}{2}$  Millionen Franken ein. Alle Prozessverhandlungen werden schriftlich geführt und jeder Bogen Papier kostet je nach der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes von 30 Cts. bis Fr. 80. — Stempelgebühr. Da ist es leicht zu begreifen, wie einträglich auch diese Steuer ist. Leider werden diese Summen nicht für productive und nützliche Arbeiten verwendet, o nein, für Strassen und Brücken, Schulen und Spitäler wird beinahe nichts getan, alles geht in unnützen Kriegsrüstungen, Zinsen der bedeutenden Staatsschuld und dergleichen auf. Mit Ausnahme einer ordentlichen Strasse von La Libertad bis San Salvador sind alle übrigen Wege nur mit zweirädrigen Achsenkarren oder als Saumpfade zu benützen. Um dem darob oft sehr unzufriedenen Volk besser zu imponiren, wird die Würde der Regierung und seiner Beamten, Gouverneure und Alkalden (Gemeindammann) mit drakonischer Strenge aufrecht erhalten. Besonders auf dem Lande wird darin das Menschenmögliche geleistet. Davon nur ein Beispiel. Eines Abends

ritten wir in ein Dörfchen am Ufer des Lempa ein und baten um ein Nachtlager im Gemeindehaus, das aus nur einem Zimmer bestand. Als wir eintraten, fanden wir einen Mann in schweren Ketten an einen Pfeiler angebunden. Auf unsere Bemerkung, dass es uns nicht sehr gemütlich scheine, mit einem Mörder, denn für das hielten wir ihn allerwenigstens, zusammen im gleichen Raum zu schlafen, antwortete der Alkalde, dass der Mann nur „wegen Mangel an Respect gegen die Behörde“ in Ketten liege. Der arge Verbrecher erzählte uns nachher, dass sein ganzes Vergehen darin bestehe, den Alkalden insultirt zu haben. Wir mussten bei diesem Anlass unwillkürlich an unsere Schweizerverhältnisse denken, wo es fast als ein Verdienst gilt, die Behörden möglichst herunterzumachen und zu beschimpfen!

Wie sämtliche Völkerschaften Amerikas, die früher unter der Herrschaft Spaniens standen, gehört auch diejenige Salvadors der römisch-katholischen Kirche an. Die äusserst liberale Regierung der Siebziger-Jahre hat zwar Freiheit des Cultus decretirt; da aber weder Angehörige noch Geistliche anderer Confessionen im Lande sich vorfinden, mit Ausnahme einiger wenigen Fremden, so sind die Leute in Verlegenheit, was sie mit dieser Freiheit anfangen sollen. Im allgemeinen sind die Salvadorener, sowohl Geistliche als Laien, in religiösen Angelegenheiten sehr tolerant und haben die wenigen fremden Protestanten, Anglikaner und Israeliten selten Anlass zu Klagen gehabt. Während unserer Anwesenheit schien nur einmal der confessionelle Friede gestört werden zu wollen, doch ging das Gewitter ohne ernstliche Folgen über. Von Zeit zu Zeit kommen nämlich Missionäre von Spanien herüber, die als Mahn- und Bussprediger das Land durchwandern, um den erschlafften religiösen Eifer und Fanatismus zu wecken und um nebenbei ein gutes Geschäft zu machen.

Da die Sporteln einer regelrechten kirchlichen Trauung für den armen Ladino und Indio oft fast unerschwinglich sind, so leben viele dieser armen Leute in wilder Ehe. Um dieselben nun zur Ordnung und Pflicht zurückzuführen, verständigt sich die Missionsgesellschaft mit dem Bischof von Salvador, unter dem die Geistlichkeit des Landes steht, und erhält die Erlaubnis, Copulationen zu bedeutend ermässigter Taxe vorzunehmen. Auf einem der Hauptplätze, gewöhnlich vor der Kirche, wird nun unter freiem Himmel eine Tribüne errichtet und bald nach Sonnenuntergang besteigt der Missionär dieselbe und richtet an die Menge seine feurigen Worte. Mit wunderbarem Pathos und einer Energie, wie sie nur die spanische Sprache bietet, weiss er die Zuhörer zu packen und zu erregen, und wenn er am Schlusse seiner Rede auf den rauchenden Vulcan zeigt und drohend zur Busse und Bekehrung mahnt, so bemächtigt sich der Zuhörer eine Exaltation, die keine Grenzen

kennt. Die ganze Nacht hindurch ziehen die Weiber schaarenweise durch die sonst so ruhigen Strassen der Stadt, Kirchenlieder singend und Gebete murmelnd, und mancher Stein schmettert gegen unsere Türen und mancher Ruf „herejes“ (Ketzer) trifft dann das Ohr des Fremden. In den folgenden Tagen drängen sich die Leute zur Beichte und bald darauf beginnt der geschäftliche Teil der Operation. Hunderte von Paaren werden in wenigen Wochen copulirt und im alten Departement San Miguel zahlten über 5000 Paare die reducirte Heiratstaxe. Einer der drei Missionäre erlag dem San Miguel-Fieber, die andern beiden aber reisten mit vollen Taschen wieder ab. Nachdem diese unheimlichen Gäste verschwunden waren, legte sich der fanatische Eifer und bald war das gute Verhältnis mit unsern Nachbarn wieder hergestellt.

Wie in allen tropischen Ländern ist auch in Salvador die Bodencultur die eigentliche Quelle des Reichtums. Die klimatischen Verhältnisse des Staates sind so günstig, dass sowohl das Zuckerrohr, die Indigopflanze, der Cacao-, Cocos- und Kaffeebaum, als auch der Mais und Reis, in den höheren Gegenden sogar der Weizen gedeihen. Die eigentliche Specialität des Landes war und ist seit Jahrhunderten die Indigocultur, deren Product unter dem Namen Guatemala-Indigo auf den Weltmarkt gebracht wird, obschon Guatemala gar keinen Indigo producirt. Jährlich wird aus dem Staate Salvador für 12 bis 15 Millionen Franken Indigo ausgeführt. Da die Indigocultur nur lohnend ist, so lange der Boden wenig Wert hat und die Preise normal sind, so ist anzunehmen, dass der Export dieses Artikels seine höchste Grenze erreicht hat, besonders da auch die künstliche Erstellung des Indigos mit der Zeit die Verkaufspreise drücken dürfte, was indessen bis jetzt noch keineswegs geschehen ist.

Da die Cultur und Fabrication des Indigo den Meisten der Anwesenden unbekannt sein dürfte, so will ich dieselben in kurzen Worten schildern. Der Samen der Pflanze Jiquilite wird im März oder Juli ausgesäet, keimt nach den ersten Regen und wächst in ungefähr zehn Wochen zu einem fünf bis sechs Fuss hohen Strauch heran, dessen gefiedertes Blatt grosse Ähnlichkeit mit demjenigen der Akazie hat. Am meisten Farbstoff enthält die Pflanze kurz vor ihrer Blütezeit. Dann wird sie geschnitten und in Bündeln per Karren oder mit Maultieren zu den Gruben geführt. Im Gegensatze zu dem Geschäftsbetriebe in den Indigodistricten Ostindiens, wo der Hindu die Pflanze an den Engländer verkauft, der dann die Fabrication, d. h. die Extraction des Farbstoffes besorgt, ist der centralamerikanische Pflanzer sowohl Bauer als Fabricant. In dieser Arbeitsteilung scheint mir das Geheimnis zu liegen, dass die Ostindier in der Fabrication es weiter gebracht haben. Die Pflanzenbündel werden nun in eine saubere, mit Kalk ausgemauerte

Grube gelegt und durch Balken festgepresst gehalten. Hierauf wird die Wasserleitung geöffnet und die Grube bis an den Rand mit Wasser gefüllt. Bei der grossen Hitze von 22—30° R. entsteht bald eine intensive Gährung und bald färbt sich das Wasser tiefgrün. Nachdem die Pflanze acht bis zehn Stunden im Wasser gelegen ist, lässt man die nun den Farbstoff enthaltende Brühe durch mit Sieben versehene Abflussrohre in eine tiefer gelegene zweite Grube ablaufen. Die feinen Farbkryrstalle nehmen erst an der atmosphärischen Luft ihre blaue Farbe an und darum wird das Wasser mit grossen Rädern so lange geschlagen, bis anzunehmen ist, dass alle sich im Wasser vorfindenden Farbkryrstalle in Berührung mit der Atmosphäre gekommen sind. Um die Ausscheidung zu befördern, wird dem Wasser der Saft einer Pflanze zugegossen, und ist dann hübsch zu sehen, wie die Kryrstalle sich absondern und schliesslich als schleimige Masse sich zu Boden setzen. Das nun gelblichgrüne Wasser wird behutsam abgelassen und der als flüssiger Brei zurückgebliebene Farbstoff sorgfältig ausgeschöpft und in ein kleines, einem steinernen Brunnentrog ähnliches Depot gebracht, wo sich das noch etwa mitgeschöpfte Wasser rasch absondert. Bei stetem Umrühren wird der Brei nun in eisernen grossen Kesseln gekocht, welcher Process die Weichheit des Teiges und die Intensivität der Farbe bedeutend erhöht. Hierauf wird der Teig zum Trocknen an die Sonne gestellt und in zehn bis zwölf Tagen ist endlich der Indigo fertig und kann an den Exporteur verkauft werden. Dreihundert Pfund der Indigopflanze liefern ungefähr ein Pfund Farbstoff! Die Farben-Nuance, Feinheit, Weichheit und Reinheit des Indigos hängen von so vielen Factoren ab, dass es hunderte, ja tausende von Qualitäten gibt. Die Reinheit des dazu verwendeten Wassers, die Reife der Pflanze, der Boden, worauf die Pflanze wächst, die wechselnde Temperatur und die Dauer der Fermentation, das alles beeinflusst die Qualität des Farbstoffes und nie ist ein Pflanzler im Stande vorauszusagen, was ihm der nächste Tag bringen wird. In den grossen Plantagen wird jetzt die Gährung mit der Uhr, an einigen Orten auch mit dem Thermometer controlirt; bei den kleinen Leuten dagegen fehlt meistens jede vernünftige Controle und darum kommt so viele geringe und defecte Ware auf den Markt. Antwortete mir doch einst ein Bauer auf meine Frage, auf welche Weise er die Gährungszeit bestimme, da er keine Uhr besitze, „dass er kurz vor Sonnenuntergang die Grube füllen und sie wieder ablaufen lasse, wenn die Sonne genau fünf Fuss hoch stehe.“ In den letzten hundert Jahren wurden auf fast allen Gebieten der Industrie so enorme Fortschritte gemacht, dass es auffallen muss, dass dieser wichtige Artikel noch immer auf die gleiche Art erstellt wird, wie ihn die Spanier des letzten und vorletzten Jahrhunderts fabricirten.

Neben der Indigo-Cultur hat der Kaffebau im letzten Decennium ganz enorme Dimensionen angenommen. Vor 18 Jahren noch wurde der Bedarf des Landes von Costa Rica her importirt, heute zählt die Ausfuhr nach hunderttausenden von Centnern und in weitem fünf Jahren wird sie noch bedeutend grösser sein. Der Salvador-Kaffe, besonders der aus den hochgelegenen vulcanischen Districten von St. Ana und Tecapo ist ausgezeichnet und steht dem beliebten Java-Kaffe völlig ebenbürtig zur Seite. Viele Jahre war der Kaffebau ein brillantes Geschäft, indem die Productionskosten per Centner höchstens Fr. 45 betrugen, der Verkaufspreis aber von 1871 bis 1878 zwischen Fr. 70 und 110 schwankte. Jetzt ist allerdings eine böse Änderung eingetreten und magere Jahre stehen nun für lange Zeit in Aussicht.

Der beste Cacao, den der Welthandel kennt, ist der central-amerikanische Cacao gordo, dessen Bohne ungefähr dreimal so gross ist, als die von Guayaquil oder Brasilien. Als diese Länder noch der Krone Spaniens angehörten, war der ganze District Soconusco designirt, sein Product für den Consum des Hofes zu Madrid abzuliefern. Kein Pfund durfte verkauft werden.

Im Kleinverkehr galt früher die Cacaobohne als kleinste Scheidemünze, da die niedrigste gesetzliche Münze 30 Cts. oder  $\frac{1}{2}$  Real ist.

Der Balsamo de Perú, der an der Nordküste von Salvador von den Indios gewonnen wird, nimmt jetzt direct seinen Weg in die Drogeriegeschäfte Europas und Nordamerikas. Früher wurde der Artikel stets von peruanischen Händlern aufgekauft und von Peru aus in den Handel gebracht, daher der Name „Perubalsam“.

Nirgends gedeiht das Zuckerrohr üppiger als in Salvador; doch sind leider die meisten der Zuckerplantagen wegen schlechter Rendite wieder eingegangen. Einesteils ist hohe Landfracht für diesen billigen Artikel sehr drückend und dann ist auch der Weg durch die Magellanstrasse für die Segelschiffe sehr weit und teuer. Wenn einst gute Strassen oder Eisenbahnen das Land durchkreuzen und der Weg durch den Panama-Kanal die Reise um zwei Drittel verkürzt, dann dürfte auch Zucker ein wichtiger Exportartikel für Salvador werden. Vor zwanzig Jahren noch war der Kautschukbaum in den Wäldern der Küste zahlreich vertreten. Unvernünftige Ausbeutung hat ihn beinahe gänzlich ausgerottet, ein Resultat, das auch in den Wäldern des Isthmus von Darien bald erreicht sein wird.

Alle diese Culturen: Indigo, Zucker, Cacao, geben jedes Jahr reiche Ernten. Ein Feind nur ist zu fürchten, es ist die Langosta, die Wanderheuschrecke, die von Zeit zu Zeit ins Land hereinbricht und da, wo vorher üppige grüne Felder standen, eine traurige kahle Wüste zurücklässt. Sobald sich die Heuschreckenwolken am Horizonte zeigen,

weiss der Pflanze, dass für ihn Alles verloren ist, dass jede Saat umsonst, jede Anstrengung vergebens ist. Und nicht nur ein Jahr, nein zwei und drei Jahre bleiben diese schlimmen Gäste und bringen den ganzen Bauernstand an den Rand des Ruins. In der guten alten Zeit, als Spanien diese Provinzen hermetisch von jedem Verkehr abschloss, um *allein* dorthin Handel zu treiben, da war das Wort Heuschrecken dort gleichbedeutend mit Hungersnot! Jetzt ist es nicht mehr so schlimm, denn in zwölf Tagen kann Californien seine Getreideschiffe nach den Häfen des Landes senden; doch auch jetzt noch steigen die Lebensmittel auf's fünf- und sechsfache des normalen Preises. Die vorletzte Heuschreckennot machte das Land anfangs der Fünfziger-Jahre durch, im Jahre 1880 brach die Langosta wieder ins Land und auch jetzt ist sie noch nicht völlig verschwunden.

Ochsen- und Rehhäute werden ziemlich bedeutend nach New-York verschickt, besonders dann florirt dieses Geschäft, wenn die Regensaison verspätet eintritt und der von der Sonne ausgebrannte Boden dem frei umher laufenden Vieh keine Nahrung mehr bietet. Dann sterben tausende buchstäblich den Hungertod und es ist ein erbarmungswürdiger Anblick, die armen Tiere zu Skeleten abgemagert herumwanken zu sehen. Die Schuld liegt an der Indolenz der Viehbesitzer, die durch künstliche Bewässerung an den meisten Orten solchem Unglück vorbeugen könnten.

Obschon Salvador das cultivirteste und bevölkertste Land Central-amerikas ist, so könnte doch der Export noch bedeutend erhöht werden, denn enorme Striche Landes harren noch der fleissigen Hand des Bauers; leider ist es für europäische Emigration kein günstiger Boden. Der billige Preis des fruchtbaren Bodens verlockte schon manche nord-amerikanische Colonisten, sich in Salvador anzusiedeln; doch in wenigen Jahren raffte das Fieber die Meisten dahin. Oft war schon davon die Rede, durch chinesische Kulis die fehlenden Arbeitskräfte zu ersetzen, da dieselben das Klima am ehesten ertragen dürften. Die Söhne des himmlischen Reichs sind aber an der Westküste so wenig beliebt, dass man sich bis jetzt scheute, diesen Schritt zu wagen.

Der Bergbau wird seit alten Zeiten mit Erfolg in Salvador betrieben und verschiedene reiche Silberbergwerke in Händen von Eingeborenen, Franzosen und Nordamerikanern liefern reiche Erträge. Allerdings ist das Ergebnis der Minen nicht mehr so splendid, wie in der guten alten spanischen Zeit, wo die armen Indios im Frondienste für ihre Herren arbeiten mussten. Jetzt werden gute Löhne bezahlt und darum viele ärmere Minen aufgegeben. — Die vulcanischen Bodenverhältnisse bringen es mit sich, dass Minenunternehmungen sehr gefährlich sind. Plötzlich hört eine reiche Erzader wie abgeschnitten auf,

um sich erst weit weg und schwer auffindbar wieder fortzusetzen. Darum gilt auch die Minenausbeutung dort für eine Art von Hazardspiel, von dem sich vorsichtige Leute fern halten.

Industrie und Gerwerbe sind im Lande spärlich vertreten. Die Echarpenweberei in Baumwolle und Seide ist durch Prohibitivzölle geschützt und wird in San Vicente vorzugsweise betrieben. Der im Lande gebaute vorzügliche Tabak wird in Chinameca, San Vicente und Cojutepeque zu Cigarren und Cigarritos verarbeitet und ziemlich bedeutend exportirt. Auch hübsche Matten werden von den Indios aus Palmfasern für den Consum des Landes geflochten. Alle übrigen Bedürfnisse aber werden durch Vermittlung fremder und dortiger Kaufleute vom Auslande bezogen.

Bis anfangs der Fünfziger-Jahre wurde die ganze Ein- und Ausfuhr Salvadors theils durch Segelschiffe via Cap Horn, theils durch Maultier-Karawanen von Belize aus quer durch ganz Honduras vermittelt. Auch die Correspondenzen mussten auf letzerm Wege reisen, so dass ein Brief von San Miguel, der jetzt in 30 Tagen in Europa ankommt, damals selten weniger als drei Monate brauchte. Einmal nur im Jahre machten die damaligen Kaufleute Salvadors ihre Bestellungen in Europa und die Waren mussten spätestens im October ankommen, da sich der ganze Verkehr des Jahres in Salvador und den westlichen Theilen Guatemalas, Honduras und Nicaraguas um die Messe von San Miguel drehte, die in Centralamerika an Bedeutung ihres Gleichen nicht hatte. Von Honduras kamen die Viehzüchter mit immensen Herden Rindvieh. Endlose Züge Maultiere brachten Reh- und Ochsenhäute, Tabak und Cigarren, Vanille und Zarzaparilla, roh geschmolzenes Silber, Goldstaub und Opale. Die Guatemala-Indios zogen in Schaaren herbei, jeder mit 80 bis 100 Pfund ihrer Wollfabricate und Cochenille belastet, froh, nach zwanzigtägigem Marsche endlich das Ziel der Reise erreicht zu haben, um ihre Fabricate gegen Gewürze, Corallen und Waffen umzutauschen. Nicaragua sandte seine Barken mit Cacao und Käse, sowie mit den Producten seiner Gewerbe, Hängematten, kunstvoll geschnitzten Schalen und Schildkrotarbeiten. Von Guayaquil brachten unternehmende Händler in kleinen Schaluppen ihren Cacao menudo und ihre Juncos de Jipijapa, d. h. die beliebten feinen Panamahüte. Das Innere Salvadors stellt seine Indigos, Häute, Tabake und die Fabricate seiner Echarpenweberei, die Küstenbewohner die Producte des Meeres: getrocknete Fische, Austern und Salz zum Verkaufe aus. Die in gewöhnlicher Zeit ungefähr 12,000 Menschen zählende Stadt beherbergte während der Messe die drei- bis vierfache Anzahl Gäste und ein äusserst lebhafter Verkehr fand in diesen Tagen statt. Wie in Europa in früheren Jahrhunderten die fahrenden Spielleute, professionellen Spieler und

Gauner den grossen Messen zuströmten, so fehlten diese Leute auch hier nicht.

Die Marimba, das dortige nationale Hackbrett, sah ich in San Miguel von zwei Guatemala-Indios mit einer Virtuosität bearbeiten, die einen Appenzeller Künstler beschämt hätte. Ihr Ruf: „Wer will für einen Real Musik?“ fand stets Liebhaber und die Messezeit war eine wahre Erntezeit für diese primitivsten aller Musiker.

Von weit her kamen die Sportsleute mit ihren erprobten Kampfhahnen, um sich im Patio de gallos auf Kosten der Gimpel zu bereichern. Hohe Summen wurden in diesem beliebten Nationalspiel durch Wetten oder im Würfel- oder sonstigen Hazardspiel gewonnen oder verloren. Auch die Diebe machten bei dieser Massenanhäufung von Menschen und Werten gute Geschäfte. Eine fieberhafte Tätigkeit herrschte in den Magazinen und Comptoirs der grossen Kaufleute und nicht umsonst, musste doch das eigentliche Hauptgeschäft des Jahres in den wenigen Wochen der Messe abgewickelt werden. Für den Kaufmann von San Miguel waren das noch goldene Zeiten. Sie sind vorbei; eine andere Zeit ist eingeleitet und mit dieser muss nun gerechnet werden. Seit der Entdeckung der Goldfelder Californiens hat das ganze Verkehrs- und Geschäftsleben der Westküste Central-Amerikas einen totalen Umschwung erfahren. Zur Vermittlung der grossen Einwanderung, die jener Entdeckung folgte, wurde die Panamabahn gebaut und regelmässige Verbindungen durch amerikanische Dampfer mit allen Hauptplätzen der Küste eingeführt. Dadurch wurden diese Märkte, die bis dahin wie abgeschlossen von jeder Berührung mit der Aussenwelt das eigentümliche Gepräge früherer Zeiten bewahrt hatten, plötzlich in's lebhafteste Treiben des heutigen Weltverkehrs hineinversetzt. Das Land hat seit dieser Zeit bedeutend an Exportfähigkeit gewonnen, der grosse Importeur dagegen hat seine frühere Stellung gänzlich eingebüsst. Früher waren alle Migrossisten und Krämer gezwungen, von ihm ihre Waren zu beziehen, da ihre Mittel nicht hinreichten, um auf ein Jahr hinaus ihren Bedarf in Europa direct zu bestellen. Alle diese Kunden sind nun zu Concurrenten herangewachsen, indem sie ihre kleinen Bestellungen direct in Europa oder New-York aufgeben und in zwei bis drei Monaten schon im Besitze der Ware sein können. Dadurch verlor auch die Messe ihren Hauptcharakter, indem die angrenzenden Republiken nicht mehr genötigt sind, sich für Ein- und Verkauf nach San Miguel zu wenden.

Die Messe besteht zwar heute noch und hat für Salvador selbst und einige naheliegende Departemente von Honduras auch jetzt noch grosse Bedeutung, aber sie ist nur noch ein Schatten von dem, was sie früher war. Nachdem die andern Staaten directe Verbindungen

mit der Aussenwelt hatten, beeilten sie sich, ihre Grenzen den Waren von Salvador durch hohe Zölle zu verschliessen. Der Import Salvadors beschränkt sich darum heute auf die Bedürfnisse des eigenen Landes. San Miguel besonders ist in commercieller Hinsicht bedeutend zurückgegangen, da auch San Salvador, Sant Ana, San Vicente, Sonsonate und andere kleine Plätze als Concurrenten aufgetreten sind, wodurch das Feld für die früher dominirende Handelsstadt immer mehr eingeengt wurde. Wie im Import aller tropischen Länder spielen auch dort die billigen Baumwollartikel Englands und Nordamerikas die Hauptrolle. Auch für französische Fabricate, Wein und Spirituosen ist ziemlicher Absatz. Der früher ausschliesslich englischen und deutschen Importation von Eisen- und Messingwaren macht heute Nordamerika sehr empfindliche Concurrenz. Für unsere Schweizerfabricate ist leider der centralamerikanische Markt höchst unbedeutend. Die früheren Comptantverkäufe im Engros-Geschäft sind heute beinahe zur Mythe geworden, dagegen sind die ungesunden brasilianischen Creditverhältnisse jetzt auch hier eingeführt. Der Käufer aus dem Innern erhält jetzt sechs, neun, ja sogar zwölf Monate Termin. Will dagegen der Exporteur den Indigo und Kaffee zu vernünftigen Preisen kaufen, so hat er bar zu bezahlen.

\* \* \*

Um Ihnen auch ein richtiges Bild dortiger Revolutionen, dieser Hauptcalamität spanischer Republiken, vorzuführen, schliesse ich meinen Bericht mit der kurzen Schilderung des Aufstandes von San Miguel im Juni 1875. Feldmarschall Gonzalez, der Führer der liberalen Partei, war damals Präsident der Republik. Mit den Nachbarstaaten lebte man im tiefsten Frieden und auch im Innern des Landes schien kein Grund zu Unruhen vorhanden. Mit der Beruhigung, dass für die Sicherheit der Stadt durch ein Polizeicorps von 100 Mann unter der Leitung eines tapfern Platzcommandanten genügend gesorgt sei, begaben wir uns am Abend des 20. Juni zur gewohnten Zeit zur Ruhe, ohne eine Ahnung zu haben, was diese Nacht bringen sollte. Zur Mitternachtsstunde schreckte uns lebhaftes Gewehrfeuer in nächster Nähe aus dem Schlummer auf. Kurz darauf ertönte von allen Kirchen und Capellen Sturmgeläute. Unsere Besorgnis, dass eine Revolution ausgebrochen sei, fanden wir bald durch fliehende Soldaten und in die Stadt eilendes Gesindel der Vorstädte bestätigt. Der Pöbel hatte unter der Führung einiger Parteihäupter einen Handstreich gegen die Kaserne gewagt, die Wachen überrascht, den Commandanten und die Officiere niedergemetzelt und die noch schlaftrunkenen Truppen entwaffnet. Mit den erbeuteten Waffen war darauf die Gefängniswache angegriffen und in die Flucht gejagt

und sämtliche Kettensträflinge in Freiheit gesetzt worden. Durch diese Verbrecherbande verstärkt, wurden nun die Häuser sämtlicher Parteigegner erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt. Da im Rathause die Processacten der Sträflinge aufbewahrt lagen, so fand es die Bande nötig, auch dieses Gebäude anzuzünden. Acht verschiedene Brände drohten die ganze Stadt in Asche zu legen, während der süsse Pöbel emsig bemüht war, den Raub fortzuschleppen.

Wie immer waren die meisten eingeborenen Kaufleute beim ersten Schuss entflohen, die wenigen Fremden aber jeder von einem Haufen Gesindel umringt und bedroht, so dass von einem Widerstande keine Rede sein konnte. Da immer mehr Gesindel in die Stadt strömte, um auf Wagen und Lasttieren Beute fortzuschleppen, so wurde ein Magazin ums andere erbrochen und ausgeräumt und jede Stunde wurde unsere Lage kritischer. Die Frauen und Kinder hatten wir schon in eine naheliegende Kirche geflüchtet und erwarteten jeden Augenblick, auch unser Haus geplündert zu sehen. Es war ein Tag, der einem wohl alles Vertrauen in die guten Eigenschaften im Menschen rauben konnte. Man fühlte sich nicht mehr unter Menschen; von wilden Tieren glaubte man sich umringt.

Der übermässige Genuss des gestohlenen Cognacs und anderer geistigen Getränke riss noch die letzten Schranken der Zurückhaltung nieder, auch die Rauflust erwachte und wenige der Kerle kamen ohne Wunden weg. Aber was die höchste Gefahr gebracht, die Trunkenheit, das brachte auch die Rettung! Gegen Mittag lagen alle Männer schwer betrunken umher und nur die Weiber, die hier wie überall das Praktische nicht aus den Augen verloren, waren immer noch emsig am Plündern und Fortschleppen. Von dieser Seite war die Gefahr nicht mehr bedeutend, dagegen nahm die Feuersbrunst immer grössere Dimensionen an und war das Schlimmste zu befürchten. Endlich gegen Abend hatte der Himmel Mitleid mit der schwerkgeprüften Stadt und goss einen jener Wolkenbruch ähnlichen Regen hernieder, dem kein Brand zu widerstehen vermag. Die Nacht gab den Fremden und einigen wohlgesinnten Einheimischen Gelegenheit zusammenzustehen, sich zu bewaffnen und eine kleine Bürgerwehr zu bilden. Das Gesindel, das sich nicht geflüchtet hatte, wurde gepackt und eingesperrt. Am dritten Tage kam endlich eine kleine Abteilung Truppen von La Union und erst dann waren wir wirklich ausser Gefahr. Unsere Verluste waren nicht bedeutend; zwar hatte uns das Gesindel sämtliche Messer und Waffen, sowie alle Weine und Spirituosen weggeschleppt, doch schätzten wir uns glücklich, so billig weggekommen zu sein. Die Meisten unserer Nachbarn hatten Alles eingebüsst und nichts war ihnen geblieben, als die Hoffnung, durch Intervention ihrer respectiven Regierungen vom

Staate Salvador entschädigt zu werden. Die traurige Episode fand ihren tragischen Schluss in einer Razzia, die auf alle Bewohner der Umgegend gemacht wurde. Alle Häuser und Hütten der ganzen Gegend wurden niedergebrannt, jeder Fliehende von den Soldaten niedergeschossen. Von den Scheusslichkeiten, die im Walde, auf den einsamen Höfen von den Soldaten begangen wurden, ist es besser zu schweigen. Auch in der Stadt selbst wurde ein fürchterliches Gericht unter den Parteigegnern gehalten. Dreissig Menschen wurden sofort fusilirt, viele starben an den empfangenen Prügelstrafen. Dem Hauptanstifter aber des ganzen Anschlages, dem Pater Palacios, wurde kein Haar gekrümmt, einzig weil sich der liberale Präsident scheute, einen Priester zu strafen wie die übrigen Schuldigen!

Nicht ohne Absicht schliesse ich meinen Vortrag mit der Schilderung einer Revolution, denn von dem Aufhören oder der Fortdauer dieses Krebsübels hängt die ganze Zukunft des Landes ab. Ohne Sicherheit für Person und Eigentum zu finden, wird nie fremdes Capital und Unternehmungsgeist Eisenbahnen, Brücken und Strassen bauen, Flüsse schiffbar machen, gewerbliche und industrielle Unternehmungen gründen. Gelänge es den besseren Elementen, im Lande politische Stabilität und Ruhe zu schaffen und das Land davor zu bewahren, die Beute des ersten besten Generals oder Winkeladvocaten zu werden, so müsste Salvador in kurzer Zeit einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Welch' erstaunliche Wirkungen Friede und politische Ruhe in diesen Ländern hervorbringen, sahen wir von 1865 bis 1871. Die Arbeitslöhne gingen in dieser unerhört langen Ruhepause von sechs Jahren auf's Doppelte und Dreifache, die Einfuhr vervierfachte sich, der Export nahm enorm zu und Handel und Verkehr hoben sich gewaltig. Wenn sechs Jahre des Friedens solche Resultate hervorbringen konnten, so darf man wohl von einer längern Periode der Ruhe Grosses erwarten!

